

Das 20. Jahrhundert

Wie die Kurfürsten und preußischen Könige über Jahrhunderte hinweg in der Stadt den Ton angegeben hatten, regierte seit der Reichsgründung nunmehr auch ein Kaiser in die Stadt hinein, die zum bevorzugten Ort für die militärische Selbstdarstellung des Reiches geworden war. Militär und Polizei bestimmten das Straßenbild. Jeder Uniformträger vom Straßenbahnfahrer bis zum Briefträger kam in den Genuss dieser äußerlichen Reputation. Wer Uniform trug, galt als etwas Besonderes. Der Schuster Wilhelm Voigt machte sich die deutsche Uniform- und Autoritätsgläubigkeit auf seine Weise zu Nutze und die Welt lachte über seine »Köpenickiade«. Das wilhelminische Polizeiregiment in Berlin hatte Mark Twain mit den Worten verspottet: »[...] träte plötzlich ein Erdbeben ein, so würde es die Berliner Polizei beaufsichtigen und ordnungsgemäß zu Ende führen.«¹ Gegenüber dem Soldatischen nahm der Berliner offenbar eine ambivalente Haltung ein, wurde jedoch mehr davon geprägt, als er es zugeben mochte. Das war schon 1850 dem Schriftsteller Heinrich Laube (1806–1884) aufgefallen: »Ein Bajonett des schnellsten, willkürlichen Urteils geht durch alle Berliner, und gewissermaßen sind sie auch alle Soldaten.«² Äußerst beliebt war in Berlin Musik im Marschrhythmus, selbst wenn es sich nur um Couplets oder einfache Lieder handelte. Die großen Paraden auf dem Tempelhofer Feld wurden wie die militärischen Aufmärsche in der Innenstadt für die Berliner zu Hauptattraktionen. Dabei kam die Spottlust nicht zu kurz und »über die aufziehende Wache reißen sie ihre blutigsten Witze.«³ Seit Friedrich II. »großartigen« Siegen identifizierten sich die Stadtbewohner trotz aller erfahrenen Unterdrückung mit Preußens Gloria. Erst wenn der Krieg zu lange dauerte oder die Opfer zu groß wurden, nahmen Kritik und Distanzierung zu. Kriegswitze über das »Siegen« gaben davon Kunde. Seit der Reichsgründung und den

nachfolgenden Jahrzehnten ohne Krieg traten jedoch andere Probleme in den Vordergrund. Hunderttausende waren zugezogen, die Industrie hatte sich gewaltig ausgedehnt, Häuserspekulation, Wohnungselend und unwürdige Arbeitsbedingungen hatten unerträgliche Ausmaße angenommen.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs bemühte sich die Sozialdemokratie, die schlimmsten kapitalistischen Auswüchse zu mildern und die Lage der Arbeiter zu verbessern. Aber die wirtschaftliche Macht des Kapitals blieb ungebrochen. Inflation, Weltwirtschaftskrise und die Folgen zeigten, welche Mächte die Welt auch weiterhin beherrschten. In der Karikatur waren daher Kapitalisten, Schieber, Hauseigentümer, Kriegsgewinnler und die alten monarchistisch-militaristischen Kreise nach wie vor präsent. Durch die freiheitliche Verfassung der Weimarer Republik entstand ein trügerischer Schein, als ob sich nun alles zum Besseren wenden würde und ein nur wenige Jahre währender wirtschaftlicher Aufschwung verdeckte die weiterhin existierenden sozialen Probleme.

Heinrich Zille

Heinrich Zille (1858–1929) wurde zum scharfen Kritiker dieser Entwicklung. In Radeburg bei Dresden, geboren war er mit neun Jahren nach Berlin zugezogen und im proletarischen Milieu aufgewachsen. Durch die eigene persönliche Prägung fiel es ihm nicht schwer, sich in die Lage der von ihm dargestellten Berliner zu versetzen. Die Menschen in den Arbeiterquartieren des Ostens und Nordens lebten »zusammengepercht in hohen Mietskasernen, mit schmalen und ungelüfteten Treppen. Elende Zufluchtsorte in nassen Kellern und über stinkenden Ställen, ohne Luft und Sonne. ›Man kann mit einer Wohnung einen Menschen genau so gut töten, wie mit einer Axt!«⁴ Zille verstand es, eindringlich die Befindlichkeit der Berliner Unterschichten in Bild und Wort festzuhalten, wie sie nie zuvor und auch nicht mehr danach geschildert wurde. Das Berlinertum jener Zeit blieb bis heute durch ihn unübersehbar präsent. Liebermann schrieb an Zille: »Das große Mitleid regt sich in Ihnen, aber Sie beeilen sich, darüber zu lachen, um nicht gezwungen zu sein, darüber zu weinen. Wir spüren die Tränen hinter Ihrem Lachen.«⁵ Zilles Sohn Walter ist der Erkenntnis, dass die Aufga-



Berliner Sprachstudien. Er: »Schon widder Kohl ohne Fleisch als Beilage? Ick eßte doch jestern erscht ...« Sie: »Es heeßt nich: Ick eßte! Man sacht: Ick aß!« Er: »Uff dir mach ja det stimm. Ick brauch mir nich Aas nennen!« (Heinrich Zille)

be des Witzes häufig ist, Gefühle abzuwehren, sehr nahe gekommen, als er über seinen Vater schrieb: »Sein treffender, oft selbstverspottender, manchmal sogar etwas frivol klingender Humor entspricht der Art des Berliners, der sich regende Empfindsamkeiten im Keime erstickt, um nicht weich zu werden.«⁶ Er gab jenen Berlinern, die im öffentlichen Bewusstsein nur als Sozialfälle und als Gegenstand staatlicher unproduktiver Ausgaben existierten, kulturell erst ein Gesicht und eine Stimme. »Dabei fällt auf, dass in Zilles Milljöh, so oft wir unverwechselbaren Männertypen begegnen, die entscheidende Rolle die Frauen und vornehmlich die Kinder spielen.«⁷ Zille hat bei seinen Milieustudien nicht nur auf die Körper und in die Gesichter der Berliner geschaut, die mit ihrer sozialen Herkunft am eindringlichsten das Berlinertum verkörpernten, sondern auch auf ihre der Not geschuldete witzige Sprache und Schlagfertigkeit. Beides – sprachlicher Ausdruck und zeichnerische



Stadt- und Ringbahn.
»Sie fahren schon zum vierten Mal um Berlin, wo woll'n Se denn hin?«
»Jar nich! Ick lese Zeitung, der Petroleum is mir zu teua!«
(Heinrich Zille)

Darstellung – gewannen oft eine beklemmende Einheit. Käthe Kollwitz sprach von einer »seltsamen Einheit von Bild und Wort [...]. Seine begleitenden Worte zu seinen Zeichnungen sind schlagend, beißend, saftig.«⁸

Geradezu absurd mutet es an, dass mit Zille der Berliner Witz zum Wirtschaftsfaktor wurde, als in den Zwanziger Jahren die Vermarktung des sozialkritischen Zeichners begann. Im Großen Schauspielhaus wurde 1925 das Singspiel »Hofball bei Zille oder mein Milljöh« mit Claire Waldoff einstudiert, und seit jenem Jahr wurden Zille-Bälle veranstaltet. Kostümierte Ballbesucher ließen sich als Zille-Typen prämiieren und Zille gab eher widerwillig bei solchen Anlässen Autogramme.⁹ Seine Buchauflagen gingen in die Hunderttausende und Zille-Filme rundeten die gefällige Vermarktung des »Milljöh« ab.

Paul Simmel

Als Zille 1929 starb, wurde von manchen der aus Ludwigslust zugezogene Paul Simmel (1887–1933) als sein Nachfolger angesehen. »Was